

Zeitschrift: Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Herausgeber: Auslandschweizer-Organisation
Band: 38 (2011)
Heft: 3

Artikel: Max Frisch - zum 100. Geburtstag : der Unzugehörige
Autor: Schütt, Julian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-909596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Unzugehörige

Zum Lebendigsein gehörte für Max Frisch, der im Mai dieses Jahres seinen hundertsten Geburtstag hätte feiern können, immer auch das Fremde. Je provisorischer seine Wohnsitze waren, desto heimischer fühlte er sich als Schriftsteller. Heimat war für ihn nicht an ein Land gebunden. Von Julian Schütt



Max Frisch in Rom, 1965

Noch bevor Max Frisch als Einundzwanzigjähriger 1933 die erste Auslandsreise nach Südosteuropa unternahm, empfand er das Heimkehren als ein Problem. In einem Artikel für den Kulturteil einer Zeitung beschreibt er eine Hochgebirgswanderung. Bei der Rückkehr ins Tal und in die Zivilisation erschrickt er: Es ist, als ob die Zeit stehen geblieben wäre. Er kommt an einer unbewohnten Berghütte vorbei, passiert auf dem weiteren Abstieg Alpweiden, die wie ausgestorben sind, genau wie die erste Ortschaft, die er schliesslich erreicht. Als er die Dorfstrasse entlanggeht, kommt ihm das vor, wie wenn er eine Gräberreihe abschreiten würde. Nirgendwo ein Mensch oder ein Tier. Die totale Verlassenheit.

Frisch erwähnt an dieser Stelle zum ersten Mal das Märchen von Rip van Winkle, der nach seinem Zauberschlaf so spät zurückkehrt, dass er keinen Mitmenschen mehr findet. Diese Urfigur des Unzugehörigen geistert danach hartnäckig durch Frischs Gesamtwerk. Verschiedentlich schildert er Rip-van-Winkle-Erlebnisse, in denen sich der Erzähler fragt, warum er plötzlich durch die Strassen geht, «als wäre ich in der Fremde, als verstünde ich eure Landessprache noch nicht». Wach sein bedeutet für Rip van

Winkle – beziehungsweise für Max Frisch – Fremdheit.

Die Schweiz als Mausefalle

Durch Frischs Werk und seine Biografie zieht sich der Wunsch, immer neu anzufangen, altes Leben abzustreifen, sich zu häuten, ein unbekanntes Ich zu sein. Als lebendiges Wesen erfährt er sich in der Fremde, ebenso wie er seine Landsleute erst mit der notwendigen Klarheit und Unerbittlichkeit beschreiben kann, nachdem die Hitlerzeit und mit ihr verbunden die Verbunkering der Schweiz vorbei sind und er wieder reisen kann. Zum Lebendigen gehört für ihn unausweichlich das Fremde.

Frisch litt darunter, dass er nach 1936 während eines Jahrzehnts nicht mehr ins Ausland reisen konnte. «Nicht Loge, sondern Mausefalle» umschreibt er die Lage der Schweiz während des Krieges. Eine bedrohte «Leere zwischen Krieg und Frieden» sei das Land gewesen. Nach den heutigen historischen Kenntnissen eine nicht zufällig vergessene Fuge, wichtig für die Achsenmächte, zwischen denen die Schweiz eingeklemmt war und denen sie wirtschaftlich und in der Flüchtlingspolitik fatal entgegenkam. Dass man zwar in keine Kriegshandlungen hinein-

gezogen wurde, aber als verschontes Land abgekapselt war, blieb nicht ohne Folgen: Es kam zu einem für die Kultur letztlich kontraproduktiven Zusammenrücken. Das «Peinlich-Familiäre» (Frisch) der Beziehungen im einheimischen Literaturklingel, in dem man jeden «von vornherein in Pantoffeln und Schlafmütze» kannte – diese Distanzlosigkeit begünstigte auf Dauer eine erschreckende Apathie.

Distanz zum Kriegsgeschehen

Die Mehrzahl der Kulturleute überliess die Politik den herrschenden Politikern und vertiefte sich stattdessen in vermeintlich essenziellere Themen. So setzte sich ein regierungsnaher, armeefreundlicher Diskurs fast ohne staatlichen Druck durch. Notfalls halfen aber die Zensurstellen der mit weitreichenden Vollmachten ausgestatteten Schweizer Regierung nach, um widerspenstige Stimmen zu disziplinieren.

Das straff geregelte Soldatendasein, «Aktivdienst» genannt, machte den aufmerksamsten Beobachter passiv, betäubte die Wahrnehmungssensoren. Wenn nicht gerade die Angst da war, selber in den Krieg hineingezogen zu werden, reagierte man trotz oder wegen der vielen Übungen und Ernstfall-Simulationen immer teilnahmsloser auf die Versehrungen in anderen Ländern. Frisch notierte: «Die Nachrichten werden langweilig, eine Aufzählung von Städten, zu Mittag, zu Abend. Man sieht nicht mehr auf die Karte. Es hört sich fortan wie ein Sportbericht an, so unblutig. Es schreit nicht, es stinkt nicht, es starrt nicht, es röchelt nicht, es brennt nicht.» Man muss hier von einer Immunisierung gegen die Kriegswirklichkeit sprechen. Erst im «Dienstbüchlein» (1974) fragt Frisch penibler nach, was er eigentlich alles über die Zeit des Nationalsozialismus wusste, von Hitlers Überfällen, von der Vernichtung der Juden. Überwog die Leere? Nein, geblieben sei hauptsächlich die Erinnerung, «wie die Uniform uns das Gewissen abnimmt, ohne dass jemand es als Gewissen übernimmt».

Auseinandersetzung mit Deutschland

Während und nach dem Krieg stiess Schreiben allenthalben an Grenzen, reichte nicht aus. Wie sollte das Unbegreifliche, aus jedem «erlebten Verhältnis» Entbundene, ausgedrückt werden? Es blieb nur ein gangbarer Weg: In der Literatur musste man sich der eigenen Grenzen klar sein. Zu dieser Ein-

sicht kam Max Frisch früher als manch anderer Autor. Er wandte sich nach 1945 so sehr dem besetzten Deutschland zu, dass er auffiel. In Deutschland war er mit seinen Texten einem völlig anderen Klima ausgesetzt als in der Schweiz. Wo Schweizer sich kaum angesprochen fühlten, konnten Deutsche höchst empfindlich reagieren und umgekehrt. Schreiben in und für beide Kulturräume stellte sich als riskantes Unterfangen heraus. Die meisten Kollegen lieferten sich den drohenden Missverständnissen hüben wie drüben nicht freiwillig aus. Man müsse, schrieb Frisch, fähig sein, die «Wirklichkeit unserer Zeit aufzuzeigen». Und diese Fähigkeit bestand darin, verschiedene Realitäten, solange sie noch «glühende» Objekte sind, abzubilden, sie in ihrer Verschiedenheit und Gleichzeitigkeit in eine Konstellation zu bringen, die zumindest für den Augenblick stimmte. Das war im Wesentlichen Frischs Programm nach dem Krieg.

Observiert und fichiert

Er reiste aber nicht nur nach Deutschland, er reiste auch in die von den Deutschen zerstörten Länder wie Polen, um möglichst präzise Eindrücke von dem veränderten Europa zu erhalten. Die Reisen hinter den Eisernen Vorhang nahm man ihm besonders in der Schweiz übel. Die Staatsschützer begannen ihn zu observieren und fichieren. Die ihm lange Zeit verbundene «Neue Zürcher Zeitung» distanzierte sich von ihm, rückte ihn öffentlich in die Nähe eines Nazisympathisanten, eines Landesverräters.

Frisch betrachtete fortan Politisches nicht mehr abgekoppelt von der Kultur. Im Gegenteil: Politik war für ihn Teil der Kultur, und Kultur gehörte genauso zur Politik. Seine Position bezeichnete er nun als einen gegen Diktaturen aller Art gerichteten «humanistischen Sozialismus». Als erster deutschsprachiger Autor setzte er sich im

Theaterstück «Die chinesische Mauer» (1946) mit dem Atomzeitalter und seinen Gefahren auseinander.

Europa und die USA

1951 zog er dank eines Stipendiums der Rockefeller Foundation für ein gutes Jahr in die USA, verbrachte mehrere Monate in New York und San Francisco. Zurück in Europa, nervte ihn, wie hochnäsiger Künstler, Architekten und Intellektuelle die USA beurteilten. Der Vortrag «Unsere Arroganz gegenüber Amerika» entstand als Antwort auf die Stimmen, die sich wunderten, wie Frisch es in den USA freiwillig über ein Jahr ausgehalten hatte. Sie erwarteten nach seiner Rückkehr eine saftige Abrechnung, wozu er aber keinen Anlass sah. Die Arroganz bezog sich besonders auf das Kulturelle. Frisch beobachtete, dass in den USA zwar der kulturelle Mittelstand fehlte, dafür gab es eine erfrischende Unbefangenheit. Man tarnte sich nicht hinter fremden kunsthistorischen Kenntnissen. Die Zahl der amerikanischen Söhne, die es einfach satt hätten, von dem alten «Papa» Europa, den sie füttern mussten, im Geistigen begönnt zu werden, sei gewaltig und für niemand von Vorteil, schrieb Frisch. Er bekannte sich schon in diesem Vortrag von 1953 zu einer kulturellen Globalisierung. Die Erde fange an, rund zu werden, auch im Erlebnis der Menschen, nicht nur in der Kenntnis. Der Typus des globalen Menschen werde vor allem in Amerika geboren, und dass dieser Typus sich weigere, Europa als geistige Weltmitte zu betrachten, sei selbstverständlich. Frisch nahm sich später eine Wohnung in Manhattan.

«... sehr rasch ein Emigrant»

Wählte er die Wohnsitze im Ausland – er lebte auch längere Zeit in Rom und Berlin –, um schreiben zu können? Sicher wählte er sie, um leben zu können. Schon in der ersten

Hälfte des «Tagebuchs 1946–1949» steht der Satz: «... irgendwie ist man immer ein Ausländer», nämlich wenn man beschreibt, was man nicht persönlich erlebt hat. Und im Schlussabschnitt steht der Satz in radikalisierter Form noch einmal: «... man ist sehr rasch ein Emigrant.»

In der Rede zur Verleihung des Büchner-Preises 1958 nimmt er sich dann dieses «Gefühls der Unzugehörigkeit» umfassend an. Es liesse sich natürlich darüber diskutieren, ob die positive Bewertung des emigrantischen Standorts den Zwangscharakter jeder Exilierung nicht zu sehr in den Hintergrund rückt. Spannend sind die literarischen Resultate allemal, die Art und Weise, wie Max Frisch die Entfremdung des Menschen in der Nachkriegsgesellschaft gestaltet hat: im «Tagebuch 1946–1949», in «Graf Öderland» (1950/51) und «Stiller» (1954), in «Homo faber» (1957) und in «Andorra» (1961).

Das erste Tagebuch endet mit der Skizze «Schinz», die von einem Rechtsanwalt mit diesem Namen handelt. «Schinz's» («wie es scheint») ist ein geläufiger Mundartausdruck, mit dem man bestätigt, dass man ein Gerücht ebenfalls schon vernommen hat. Es scheint sich herumgesprochen zu haben, dass mit Schinz etwas nicht mehr stimmt, er fühlt sich jedenfalls ausgegrenzt. Er ist es, der plötzlich zur Einsicht kommt: «Man ist sehr rasch ein Emigrant.»

Kaum hatte er «Schinz» gelesen, stand für Frischs Verleger Peter Suhrkamp fest, dass es die Skizze zu einem grösseren Werk war. Tatsächlich ist Schinz ein Vorläufer von Stiller, dem «Inland-Emigranten». Beide ziehen die Aufmerksamkeit der Beamten auf sich, man verdächtigt sie, mit subversiven Elementen in Kontakt zu stehen. Suhrkamp erkannte darin auch viel Frisch: «Mir will scheinen, dass Sie in einer persönlichen Krise sind, aber das ist wahrscheinlich die Voraussetzung für einen produktiven Zustand», schrieb er Frisch.

Der Kalte Krieg forderte eigene Emigranten. Einer davon war Frisch. Es geschah sehr schnell, oder wie er es in «Schinz» schreibt: «Man sieht die Dinge etwas anders, als die andern sie lehren; man kann nichts dafür, dass die Zeitungen das Gegenteil schreiben.»

Die Wahrheit ist sicher, dass Max Frisch das Emigrantische zum Schreiben brauchte.

NEUERSCHEINUNGEN

Zum Jubiläumsjahr sind neben der Biografie von Julian Schütt zahlreiche Publikationen zu Frisch erschienen.
Beatrice von Matt: «Mein Name ist Frisch», Begegnungen mit dem Autor und seinem Werk. Verlag Nagel & Kimche, Zürich, 156 S., CHF 23.90
Daniel de Vin (Hrsg.): «Max Frisch, Citoyen und Poet».

Wallstein Verlag, Göttingen, 128 S., CHF 30.50

Volker Hage: «Max Frisch. Sein Leben in Bildern und Texten». Suhrkamp Verlag, Berlin, 257 S., CHF 37.90

Ingo Schulz (Hrsg.): «Nicht weise werden, zornig bleiben», Ein Porträt in Originalaufnahmen. Der Hörverlag, 2 CDs, CHF 35.20

«Max Frisch spricht», Reden

und ein Gespräch anlässlich des 75. Geburtstags mit Hans Ulrich Probst, Literaturredaktor Radio DRS. Verlag Christoph Merian, CHF 26.-

Die meisten Werke von Max Frisch wurden auch ins Französische, Englische und Spanische übersetzt. Neuerscheinungen in diesen Sprachen gab es zum Jubiläumsjahr jedoch keine.

JULIAN SCHÜTT, geboren 1964, lebt als Autor und Journalist in Zürich. Dieses Frühjahr erschien von ihm das Buch «Max Frisch – Biographie eines Aufstiegs» (Suhrkamp Verlag, Berlin)